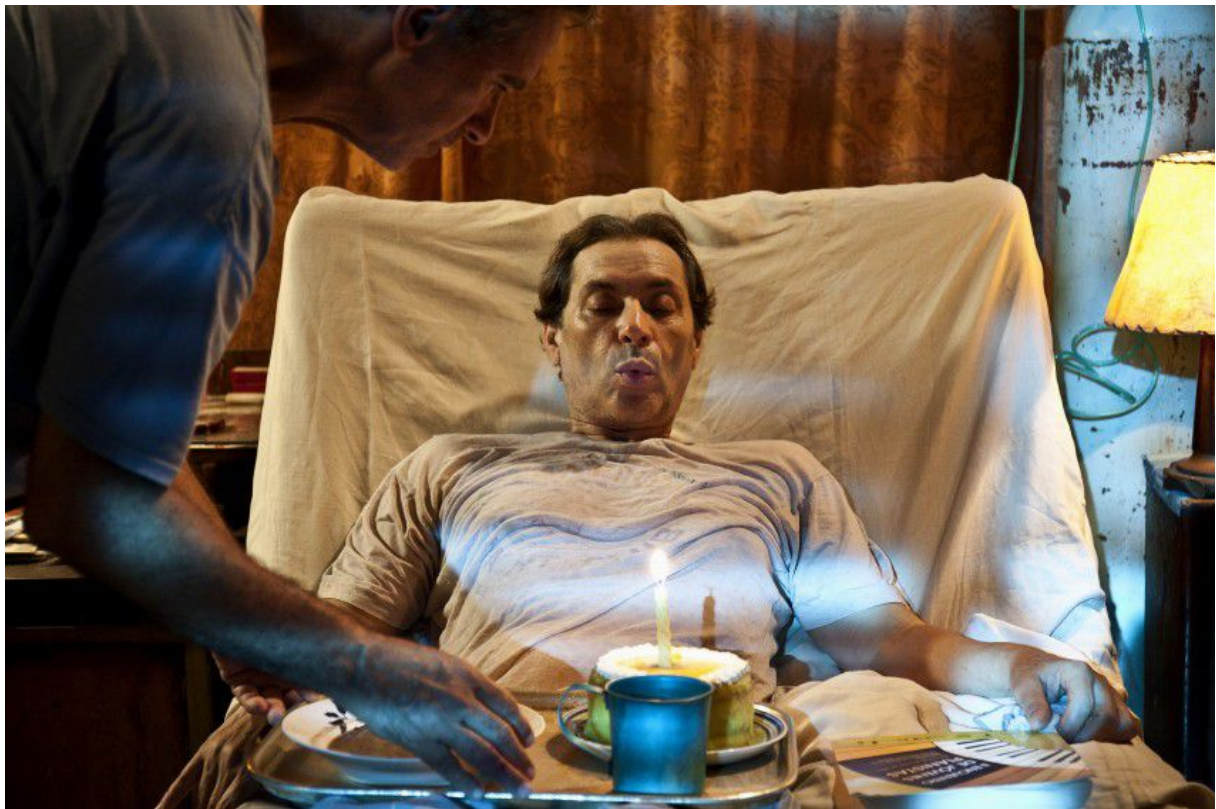


trigon-film

präsentiert

ULTIMOS DIAS EN LA HABANA

Ein Film von Fernando Pérez
Kuba, 2016



Mediendossier

VERLEIH
trigon-film

MEDIENKONTAKT
Meret Ruggle
medien@trigon-film.org
Tel. 056 430 12 35

Bildmaterial: www.trigon-film.org

Kinostart DCH: 02. November 2017

MITWIRKENDE

Regie	Fernando Pérez
Drehbuch	Fernando Pérez, Abel Rodríguez
Montage	Rodolfo Barros
Kamera	Raúl Pérez Ureta
Ton	Sheyla Pool
Ausstattung	Celia Ledón
Produktion	Danilo Leon, José María Morales
Land	Kuba
Jahr	2016
Dauer	93 Minuten
Sprache/UT	Spanisch/d/f

BESETZUNG

Diego	Jorge Martínez
Miguel	Patricio Wood
Yusi	Gabriela Ramos
P4	Cristian Jesús Pérez
Clara	Coralia Veloz
Fefa	Carmen Solar
Miriam	Yailene Sierra
Polizistin	Ana Gloria Buduén

FESTIVALS

Berlinale Special 2017

Filmfestival Malaga 2017: Biznago de Oro a la mejor película iberoamericana

INHALT KURZ

Diego und Miguel leben mitten in Havanna, ohne jeglichen Komfort. Miguel verdient sein Geld als Tellerwäscher in einem privat geführten Restaurant und kümmert sich, mit Nachbarn und Familie, um den kranken Diego. Der Filmemacher Fernando Pérez erzählt die Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft mit Blick auf ein Kuba im Umbruch. Eine nostalgische Liebeserklärung an die kubanische Hauptstadt Havanna und ihre BewohnerInnen.

INHALT LANG

Die beiden Hauptfiguren Diego und Miguel sind Mitte 40 und leben in einer jener heruntergekommenen Wohnungen mitten in Havanna, in denen es so gut wie keine Wände mehr gibt und trotzdem so etwas wie Intimsphäre und vor allem: Würde. Komfort ist hier ein Fremdwort, Lebenskunst Alltag. Miguel lernt englisch, weil er hofft, so ein Visum für die USA zu bekommen. Diego liegt mit Aids im Bett. Doch während der geschwächte Kranke versucht, seine Lebensfreude und den Humor zu erhalten, hat Miguel sich verschlossen, geht seinen Trott. Als sich Diegos Zustand verschlechtert, bringt dessen schwangere Nichte Yusi frische Luft in die Bude: Sie braucht eine Bleibe für sich, ihren Freund, das zukünftige Kind sowie zahlreiche Haustiere und hofft, nach Diegos Ableben die Wohnung übernehmen zu können.

Man kann den neuen Spielfilm von Fernando Pérez als eine nahtlose Fortsetzung von früheren Arbeiten sehen, denn Havanna ist seine Heimat; der unvergleichlichen Stadt am Meer hat er seine Geschichten entlockt, von ihr hat er sich verzaubern lassen und uns verzaubert. Bleiben oder Gehen? Das war schon in exzellenten Filmen der 1960er Jahre in Kuba eine zentrale Frage. Fernando Pérez gehört zu denen, die sich fürs Bleiben entschieden haben, wobei er als renommierter Künstler immer frei reisen konnte. Seinen Filmen ist die Liebe zum eigenen Land anzumerken, gleichzeitig betrachtet er hier eine Gesellschaft, die sich kaum noch bewegt, obwohl sie sich auf immer wieder neue Situationen einstellen muss: flexibel, einfallsreich, mitunter listig. Der Regisseur selbst sagt im Interview: „Kubaner und kubanisch zu sein ist ein Gefühl. Dieses ist so mannigfaltig, dass man es unmöglich in ein paar Worten beschreiben könnte. Ich versuche mit meinen Filmen, dieses Gefühl in Figuren, Bildern und Tönen darzustellen.“

BIOGRAFIE REGISSEUR

FILMOGRAFIE (Auswahl)



2016 ULTIMOS DIAS EN LA HABANA
2014 LA PARED DE LAS PALABRAS
2010 JOSE MARTI: EL OJO DEL CANARIO
2007 MADRIGAL
2003 SUITE HABANA
1998 LA VIDA ES SILBAR
1994 MADAGASCAR
1990 HELLO HEMINGWAY
1987 CLANDESTINOS

Fernando Pérez wurde 1944 in Havanna geboren. Während seines Handels- und Russisch-Studiums begann er 1962 als Produktions-Assistent und Übersetzer im kubanischen Filminstitut ICAIC zu arbeiten, schrieb Filmkritiken für «Cine Cubano» und andere Zeitschriften, leitete Kinodebatten und führte später ein Sprach- und Literaturstudium an der Universität von Havanna weiter. Dieses schloss Pérez 1970 ab. Von 1971 bis 1974 arbeitete er als Regieassistent. Ausserdem war Pérez als Russischlehrer am Pädagogischen Institut Anton Makarenko tätig. Danach drehte er zahlreiche Dokumentarfilme und 1987 seinen ersten Spielfilm.

1982 erhielt Fernando Pérez den Premio Casa de las Americas für sein Buch «Corresponsales de guerra», in dem er den Kampf junger Cineasten gegen Somoza in Nicaragua beschrieb. Er wurde zudem Professor für Filmgeschichte an der Universität von Havanna und an der Internationalen Filmschule von San Antonio de Los Baños. An der blossen Abbildung von Realität ist Fernando Pérez in seinen Spielfilmen nicht interessiert, sie wollen vielschichtiger sein und beziehen in die Beschreibung des Alltags Elemente des Surrealismus ein. Mit dem märchenhaften Spielfilm *La vida es silbar* hat er 1999 im Kino einen Grossefolg gelandet – allein in der Schweiz haben mehr als 120'000 Leute den Film gesehen.

GESPRÄCH MIT FERNANDO PÉREZ

Die einzige Person, die im Film noch Lebensfreude ausstrahlt, ist ein Sterbenskranker. Kann man in Kuba nur noch lachen, wenn man nichts mehr zu verlieren hat?

Nein, überhaupt nicht. Die Figur des todkranken, ans Bett gefesselten Diego steht exemplarisch für einen typischen Charakterzug, der uns Kubaner auszeichnet: Wir machen Witze und lachen auch dann noch, wenn es eigentlich nichts mehr zu lachen gibt. Und dass man, wie Diego im Film, vor dem Tod eine Art Galgenhumor entwickelt und noch einmal so richtig leben will, auch wenn man die Kraft dazu nicht mehr hat, ist wahrscheinlich gar nicht so sehr nur kubanisch, sondern zutiefst menschlich.

Diego ist schwul, die andere Hauptfigur hat nur noch einen Wunsch: Weg von der Insel. Seit dem Film *Fresa y chocolate* (1993) sind die Themen Homosexualität und Auswanderung omnipräsent in Kubas Kino. Warum müssen sich Filmschaffende an diesen Themen abarbeiten?

Die Emigration ist seit der Revolution 1959 ein Dauerbrenner. Etwa drei Millionen Menschen haben seither das Land verlassen; der Exodus ist massiv und reißt nicht ab. Fast jede kubanische Familie ist davon betroffen. Dieses Auseinandergerissen- und Getrenntsein ist eine grosse, stille Tragödie, mit der fast alle von uns tagtäglich leben müssen. Das Thema ist unerschöpflich, und viele Geschichten sind noch nicht erzählt. Unsere Politik und Medien behandeln das Thema in abstrakten Zahlen, reden aber nie von den Ursachen und den wahren Dramen, die sich dahinter verstecken. Sie sind bis heute ein Tabu.

Mit der Homosexualität ist es genauso. Das Thema war lange Zeit ein absolutes Tabu, Homosexuelle wurden diskriminiert, verfolgt und sogar eingesperrt. *Fresa y chocolate* war der erste Film, der die in unserer Macho-Gesellschaft völlig unterdrückte Frage aufgriff. Der Film war ein Welterfolg, und in Kuba platzte eine grosse Blase. Seither ist das Sujet tatsächlich in vielen kubanischen Filmen präsent – manchmal vielleicht etwas gar oberflächlich und effekthascherisch, so dass heute eben manche Leute sagen: Nein, bitte nicht schon wieder eine Geschichte über einen Schwulen oder Transvestiten. Das Drehbuch zu *Últimos días en La Habana* entstand vor über sechs Jahren und blieb dann lange liegen. Als ich es wieder hervornahm, sagte mir mein Co-Autor: Fernando, lassen wir es bleiben. Doch ich hing an der Geschichte. Denn *Últimos días en La Habana* ist kein Film über Homosexualität, sondern über Freundschaft und wie diese stärker sein kann als alle möglichen Probleme und Differenzen. Diegos Homosexualität steht nur stellvertretend für das Anderssein und dafür, wie wir in Kuba mit Menschen umgehen, die anders sind und denken – in einer Gesellschaft, die angeblich so fortschrittlich und revolutionär ist, in Tat und Wahrheit aber in vielem konservativ, dogmatisch und intolerant geworden ist.

Ihre früheren Filme reden von Problemen in Kuba, sprühen aber immer auch Hoffnung aus. In diesem Film ist davon wenig übrig. Widerspiegelt das die Stimmungslage in Kuba oder Ihren persönlichen Gemütszustand?

Beides. Viele Personen, die den Film gesehen haben, sagten mir: Das ist der traurigste, den du je gemacht hast, auch der kritischste. Wenn das bei einem Teil des Publikums so ankommt, muss ich das akzeptieren. Ich habe aber den Film nicht aus einem Gefühl des Pessimismus heraus gemacht. Ich bezeichne mich weder als Pessimist noch als Optimist. Ich bin ein Mensch, der versucht, das Leben realistisch zu sehen. Realismus im Sinne von: Das Leben ist mannigfaltig und stets im Fluss. Es geht nicht darum, über die Menschen und ihr Tun zu urteilen, sondern, sie zu verstehen. Weshalb sie so sind und handeln. Und dies hat immer mit den Umständen zu tun, in denen die Menschen leben. Ich liebe alle Figuren in meinem Film. Und auch wenn ihre Geschichten traurig enden, möchte ich, dass das Publikum für diese Figuren ebenfalls Liebe entwickelt oder zumindest Empathie.

Jede Figur in diesem Film hat auch vornehme Charakterzüge. Ich bin jetzt 72 Jahre alt und kann sagen, dass ich nach wie vor in meinem täglichen Leben in jedem Menschen diese Noblesse finde, nicht nur in den Menschen, auch in meiner Stadt Havanna, obwohl sie derart heruntergekommen ist. Aber es ist schon so, im Lauf der letzten Jahre sind die Lebensbedingungen für die Mehrheit in Kuba nochmals um einiges härter geworden. Viele Werte und auch eine gewisse Moral, die vor 15 oder 20 Jahren noch galten, sind heute nur noch relativ.

Ist das Leben in Havanna so hart, dass es heute keinen Unterschied mehr macht, ob man sich als Tellerwäscher, Taxifahrer oder Prostituierte durchschlägt?

Ja, das macht in der Tat für sehr viele keinen Unterschied mehr. Der beschwerliche, tägliche Kampf, irgendwie über die Runden zu kommen, hat in weiten Teilen der Gesellschaft viele Wert- und Moralvorstellungen fast gänzlich zum Verschwinden gebracht. Egal, ob du ein Hochschulprofessor, ein Taxifahrer, eine Lehrerin, ein Stricher oder ein Geschäftemacher auf dem Schwarzmarkt bist, letztlich sind wir alle gleich, und es geht nur um eins: sich irgendwie über Wasser zu halten. Das Wie ist zweitrangig.

Mir ist das wieder bewusst geworden, als ich in Centro Habana, dem Herzen von Havanna, die Drehorte suchte. Wir kundschafteten mehr als 20 «Solares» aus, diese gigantischen Kolonialbauten, die die Kubaner wegen der Wohnungsnot im Laufe der Jahrzehnte zu Labyrinthen umfunktioniert haben und in denen Dutzende oder sogar Hunderte unterschiedlichster Menschen auf engstem Raum zusammenleben. Was sie eint, ist der tägliche Überlebenskampf, er ist quasi der grosse gemeinsame Nenner, der über allem anderen steht, der Politik und der Herkunft. Jeder spricht mit jedem, jeder macht mit jedem Geschäfte, man hilft einander. Da ist es völlig normal, dass der Transvestit, der sich gerade

im Innenhof schminkt, mit einem Ingenieur plaudert und ihn nebenbei bittet, den Büstenhalter am Rücken einzuhaken. Oder dass ein Polizist beim Schwarzhändler Fleisch oder sonstwas kauft, die Krankenschwester täglich beim bettlägerigen Grossmütterchen reinschaut und für sie auf dem Schwarzmarkt die Medikamente auftreibt. Es ist ein grosses, buntes Durcheinander, das ich gar nicht schönreden will. Aber in diesen Solares wird Gleichheit und Brüderlichkeit noch stark gelebt.

Gleichheit nicht als Folge des Sozialismus, sondern aus der Not heraus?

Ja, sicher mehr aus der Not heraus, die die Revolution mit sich gebracht hat, und nicht aus den hehren Grundgedanken des Sozialismus. Diese Not hat die Menschen offener gemacht, es ist widersprüchlich, aber so ist es. Das versuche ich in meinen Filmen zu zeigen, und dies ohne zu urteilen und anzuklagen. Das Leben in diesen «Solares» eignet sich hervorragend dafür, sie sind der wahre Barometer der kubanischen Gesellschaft, nicht die Politik oder unsere Medien, deren Diskurs ja weit weg ist vom realen Leben.

Ihre Filme sind eigentlich Studien über «la cubanidad». Wie würden Sie das Kuba von heute und «den Kubaner» einem Europäer in wenigen Sätzen beschreiben?

Das ist unmöglich, weil ich stark reduzieren und vereinfachen müsste und in die gängigen Stereotypen verfallen würde. Diese sind: Wir Kubaner sind fröhlich, grosse Tänzer und trinken gerne Rum, wir Männer sind echte Hengste, die Frauen bezaubernd schön. Ich bin das pure Gegenteil von all dem: Ich bin eher melancholisch als fröhlich, kann nicht tanzen, trinke fast keinen Alkohol, und wenn, dann lieber Whisky als Rum. Aber ich bin und fühle mich als ein hundertprozentiger Kubaner. Ich sage es mit den Worten des bedeutendsten kubanischen Anthropologen und Ethnologen Fernando Ortiz (1881–1969, Anm. d. Red.), der wie kein anderer unsere Geschichte und Gesellschaft erforscht und beschrieben hat: Kubaner und kubanisch zu sein ist ein Gefühl. Dieses ist so mannigfaltig, dass man es unmöglich in ein paar Worten beschreiben könnte. Ich versuche mit meinen Filmen, dieses Gefühl in Figuren, Bildern und Tönen darzustellen.

Wie schaffen die Kubaner und auch Sie in Ihren Filmen eigentlich den permanenten Spagat zwischen Tristesse und Humor, zwischen Desillusion und der Leichtigkeit, aus jedem Problem einen Witz zu machen?

Erstmal, das ist sehr typisch für uns, ein tief verankerter Wesenszug von uns Kubanern. Woher das kommt und weshalb wir so sind, das weiss ich nicht. Es ist einfach in uns drin. Wenn man so will, ist es eine Art Fatalismus, der sicher auch mit der Geschichte Kubas zu tun hat, dem Kolonialismus, unserem Gemisch aus Spaniern und Afrikanern und auch mit der Nähe und unserem zwiespältigen Verhältnis zu den USA. Kuba war immer auch ein

Spielball von Grossmächten, vielleicht auch daher dieser Hang, alles, was einem widerfährt, nicht allzu ernst zu nehmen. Humor ist ja auch eine Überlebensstrategie.

Ist der Reflex, aus jedem Problem einen Witz zu machen, ein Ausdruck der in Kuba herrschenden Ohnmacht, weil für alles «die Revolution», sprich der Zentralstaat verantwortlich ist und die Menschen das Gefühl haben, selbst nichts verändern zu können?

Der Humor ist sicher ein gutes Ventil in diesem politischen System, in dem wir nun seit fast 60 Jahren leben, aber dieser kubanische Charakterzug ist viel älter als die Revolution. Als ich für meinen vorletzten Film über José Martí, der im 19. Jahrhundert spielte, in Tageszeitungen aus jener Epoche über Havanna, die Politik und das Leben von damals las, dachte ich, das ist ja genau wie heute. Die Art und Weise und der Ton, wie da geschrieben und kommentiert wurde, war schon damals so, wie wir noch heute reden: witzig, sarkastisch, augenzwinkernd.

Wir Kubaner nehmen das Schwere gerne auf die leichte Schulter, machen uns über alles lustig. Wir lachen lieber als dass wir weinen. Bevor wir seriös darüber nachdenken, wie ein Problem zu lösen wäre, fällt uns erst mal ein Witz oder ein fauler Spruch ein. Darin sind wir wahre Meister und unheimlich kreativ. Wir sind ein Volk von Humoristen. Die zwei Wörter, mit denen wir diesen Wesenszug umschreiben sind «el choteo» (in etwa Veräppelung) und «el relajo» (in etwa Schabernack). Sie sind sehr alt und gehören zum täglichen Standardrepertoire.

Manche Ihrer Filme, gerade auch *Últimos días en La Habana*, erinnern mich an den Satz eines befreundeten Buchantiquars: Kuba ist das Land, das Träume weckt und vernichtet.

Ein schöner, fast schon literarischer Satz – und durchaus zutreffend für unser Land. Mein Gebiet sind aber nicht die Worte, sondern die Bilder. Nehmen wir Havanna als Beispiel: Wenn du durch die Strassen gehst, musst du anerkennen, Havanna ist in einem schrecklichen Zustand. Gleichzeitig triffst du in diesem allgemeinen Zerfall überall Menschen an, die eine ansteckende Vitalität verströmen, so dass du sagen musst, Havanna lebt und sprüht vor Energie, die geradezu explosiv ist – im Guten wie im Schlechten.

Ich war schon in vielen anderen Städten auf der Welt, wo alles sauber ist und funktioniert, die aber nicht diese Dynamik ausstrahlen wie Havanna. Für mich ist Kuba trotz seines lamentablen Zustands nach wie vor ein Land, das Träume weckt, und ja, auch ein Land, wo viele Träume an der harten Realität zerschellen. Ich verallgemeinere nun ausnahmsweise doch einmal: Der Kubaner ist ein Träumer. Kuba lebt von Träumen: Träume, die man noch

umsetzen will; Träume, die man verloren hat; Träume, die gescheitert sind und die man doch nicht aufgeben will; Träume, die wiederkehren.

Sie selber haben Kuba einmal als «einen möglichen Traum» bezeichnet. Welchen Traum?

Der Traum von einer besseren, gerechteren Welt, von der wir bereits gesprochen haben. Kubas Revolution stand lange für diesen Traum, heute nicht mehr. Die Menschen hier haben andere Bedürfnisse, Sehnsüchte und Wünsche, doch der Traum ist deswegen nicht tot. Er lebt weiter und wird irgendwann zurückkehren, auch nach Kuba. Natürlich würde ich das gerne noch sehen, erleben und filmen. Aber sehr wahrscheinlich wird mir dieses Glück nicht beschieden sein. Nun gut, wo immer ich dann auch sein werde, ich bin überzeugt, irgendwie werde ich es mitbekommen.

Sind Ihre Filme Fiktion ohne Fiktion?

Es ist zumindest meine Absicht, solche Filme zu machen. Schön wär's, ich würde diesen Vorsatz erreichen. Ich gebe mir bei jedem Film Mühe, mich dem anzunähern. Ein anderer kubanischer Filmemacher hat mir einmal gesagt: In Kuba hat die Realität jegliche Fiktion übertroffen, so dass es uns schwerfällt, Geschichten zu erzählen, die nichts mit dem kubanischen Alltag zu tun haben. Die Realität, insbesondere unsere hier in Kuba, ist eben weitaus blühender, sinnreicher und verrückter als unsere Fantasie. Ich suche nie in meinem Kopf nach Ideen, ich gehe raus und durch die Strassen und finde da alles, was ich für meine Filme brauche. Praktisch jede Szene in *Últimos días en La Habana* habe ich genau so oder ähnlich in der Realität beobachtet oder selbst erlebt. Viele Szenen sind dokumentarisch, wir gingen los und filmten. Oft brauche ich gar keine Nebendarsteller, wir machen das eins zu eins mit den Leuten von der Strasse.

Sie sagten einmal, die Stadt sei eine Obsession von Ihnen. Weshalb?

Havanna ist mein Leben. Hier bin ich geboren, hier habe ich geliebt und mich entliebt, meine Illusionen und Desillusionen gehabt, meine Hoffnungen und Enttäuschungen erlebt, meine Leiden und Freuden. In Havanna ist alles, was ich bin und mich ausmacht. Es ist ein Gefühl, jenseits von Worten, das mich mit dieser Stadt verbindet. Ich reise zwar sehr gerne, entdecke mit Freude andere Länder, Städte und Realitäten, aber immer wenn ich weg bin, fehlt mir Havanna. Oder ich hab das Gefühl, ich fehle Havanna. Das ist meine Heimat, ich habe keine andere. Ich bin nirgendwo sonst so kreativ wie in dieser Stadt.

Ausschnitt aus dem Interview von Niels Walter, Havanna

(das ganze Interview findet sich im trigon-Magazin Nr. 78)

VERLEIH

trigon-film
Limmatauweg 9
5408 Ennetbaden
Tel. 056 430 12 30
www.trigon-film.org
info@trigon-film.org

MEDIENKONTAKT

Meret Ruggle
Tel. 056 430 12 35
medien@trigon-film.org

BILDMATERIAL

www.trigon-film.org

trigon-film